

Abenteuer als Medium und Prinzip der Erlebnispädagogik

Hans Thiersch, Nestor der deutschen Sozialpädagogik, stellt sich Fragen zum Wesen der Erlebnispädagogik, zu ihrer Verortung innerhalb einer lebensweltorientierten Jugendhilfe, ihrer methodischen Gestaltung sowie zu den Möglichkeiten des Lernens in ihr und durch sie.

Das Gespräch führte Bernhard Schoch, 2. Preisträger „erleben und lernen 2000“ und derzeit bei Thiersch Doktorand mit dem Thema „Erlebnispädagogische Erfahrungen im Lebenslauf. Biographische Studien zu Karrieren in der Erziehungshilfe“.

S: Mit dem 8. Jugendbericht, an dessen Erarbeitung Sie maßgeblich beteiligt waren, wurde Ihr Konzept der Lebensweltorientierung Sozialer Arbeit als Rahmenkonzept für die Jugendhilfe in der Bundesrepublik implementiert. Dieses Konzept beinhaltet als eine zentrale Forderung, dass sozialpädagogische Hilfen für Jugendliche vor allem *im Alltag* der Adressaten, in ihrer Lebenswelt verortet werden müssen. Jetzt haben wir mit der Erlebnispädagogik jedoch ein methodisches Konzept, welches scheinbar ganz anders gedacht und praktiziert wird, denkt man z.B. an die milieuferne Durchführung der Maßnahmen oder deren ganz und gar nicht „alltäglichen“ Grundcharakter gemessen an sonstigen Formen sozialpädagogischer Interventionen. Wie gehen Lebensweltorientierung und Erlebnispädagogik in der Jugendhilfe zusammen?

T: Das Konzept Lebensweltorientierung setzt auf Kompetenzen zur Lebensbewältigung, damit man im Alltag und in den sich im Alltag ergebenden Problemen zurande kommt. Aber: die Rede von der Lebenswelt ist immer eine ambivalente Rede, weil der Alltag auch borniert, verengt, einschränkend sein kann. Mit dem Alltag zurande kommen heißt ja nicht nur im Alltag stecken, sondern immer auch die Frage nach einem freieren, gelingenderen Alltag zu stellen. Kosik hat davon geredet, dass es notwendig sei, im Dämmerlicht von Wahrheit und Täuschung auch Destruktion des pseudokonkreten Alltags zu betreiben, damit Optionen, die auch im Alltag angelegt sind, freigesetzt und lebbar werden. Damit das möglich ist, braucht es im Alltag Distanz zum Alltag. Das kann in symbolischen Formen, also in Literatur oder in Musik praktiziert werden. Das kann möglich sein, indem man den Alltag religiös oder philosophisch einbettet. Das wird im Kontext einer professionellen Arbeit auch immer mit den Mitteln von Wissenschaft, die nach Voraussetzungen und Hintergründen fragt, versucht. Ich denke Erlebnis-/Abenteurpädagogik, die ja das Besondere, das Herausgehobene, das Nicht-Alltägliche meint, ist auch *eine* solche Möglichkeit einer Distanz zu lebensweltlichen Aufgaben und Bewältigungsaufgaben. Insofern sehe ich da keinen Gegensatz, sondern dass der Ausbruch aus dem Alltag ins Abenteuer Möglichkeiten freisetzt, dass man Erfahrungen macht, von denen aus man in den Alltag zurückkommt, diesen vielleicht anders sieht und wiederum auch anders bewältigen kann.

S: So gesehen ist das plausibel. Es scheint jedoch, dass die Erlebnispädagogik eher intendiert, *im Setting selber* Konfliktlösungs- und Problembewältigungsmuster zu erarbeiten, die dann aus dem Setting in den späteren Alltag übertragen werden sollen. Distanz zum Alltag als spezifische Chance erlebnispädagogischer Unternehmungen wird kaum thematisiert. Vielmehr soll an exemplarischen, weil: reduzierten Verhältnissen etwas deutlich werden, sollen die Jugendlichen also *im* erlebnispädagogischen Setting lernen beispielsweise durchzuhalten und *danach* das Gelernte in ihr Leben, ihren Alltag nach der Maßnahme übertragen. Jedoch: reichen solche Erfahrungen wie: „Ich habe durchgehalten, als ich den Auftrag bekam, bei Sturm mit dem Dinghi an Land zu fahren, um das

Segelschiff per Leine am Ufer der Bucht zu verankern“? Können diese Erfahrungen produktiv übertragen werden auf den späteren Alltag, wenn ich in der Lehre bin, hinter mir steht der Meister und ich stundenlang am Werkstück herumfeilen muss?

T: Dann verstehe ich das Problem nicht. Ich bleibe bei den Beispielen: für junge Menschen ist es doch spannend zu erfahren, dass sie überhaupt, ganz gleich unter welchen Bedingungen, einmal haben durchhalten können, und die Erinnerung daran hilft auch im Alltag wiederum. Ein anderes ist, dass man sich dabei kennengelernt und in sich Kompetenzen entdeckt hat, die man auch in anderen Situationen benützen kann. Ich nehme noch ein etwas verfremdendes Beispiel: es ist doch sinnvoll, dass man Rollenspiele treibt, um Konfliktlösungen zu praktizieren. Rollenspiel meint hier, dass ich einen entlasteten Raum habe, dass ich in ihm Konflikte in überschaubarer Form anbiete, und dass ich außerdem Regeln setze, die die Konfliktlösung leichter machen als im gewöhnlichen Leben. Die Idee dabei ist, dass ich in einem solchen erleichternden und herausgehobenen Setting Aufgaben und Kräfte kennenlerne, die ich in andere Settings übertragen kann. Das heißt nicht, dass es selbstverständlich mit der Übertragung klappt. In philosophischer Terminologie unterscheidet man hinreichende und notwendige Voraussetzungen; es ist also nur eine notwendige Voraussetzung, dass man so etwas einmal erfahren hat. Es ist noch keine hinreichende Voraussetzung, um sich damit im Alltag zu behaupten. Aber es ist *eine* Möglichkeit einer Voraussetzung, von der aus man weiterbauen kann. Ich gehe mal ins Allgemeinere: die Idee der klassischen Psychoanalyse ist die, dass man im entlasteten Raum mit bestimmten Regeln in leichter Zugänglichkeit lernt sich selbst so zu erfahren, dass man daraus Rückschlüsse für sein gewöhnliches Leben ziehen kann. Also dieses Spiel zwischen einer besonderen Situation und dem Alltag ist uralte. Und es ist im Übrigen eines, das überhaupt nicht nur pädagogisch oder therapeutisch benutzt wird. Warum finden wir Lieder von Liedermachern schön? Das ist eine andere Form von Liebe, die da besungen wird, als die, die wir im allgemeinen mit unserer Freundin oder unserem Freund praktizieren. Trotzdem ist es klärend und erhellend, dass ich Verse und Melodien im Kopf habe, große Gefühle, wenn ich in meine eigenen kleinen Gefühle hineingehe. Also: Es ist eigentlich selbstverständlich, dass Lernen und Lernen von Lebensbewältigung etwas ist, was vielfältig passiert in Alltagssituationen, in unmittelbaren Lebenssituationen und in besonderen, abgehobenen Situationen; es passiert zweigleisig. Wenn das aber so ist – so funktioniert auch die Schule – dann ist für mich die Frage, warum die Erlebnispädagogik darum soviel Aufhebens macht; da habe ich die Vermutung, dass die Erlebnis- und Abenteuerpädagogik ängstlicher ist, als man es eigentlich von dem generellen pädagogischen Wissen her sein müsste, dass sie ängstlicher ist, weil man generell dem Abenteuer und Erlebnis gegenüber zögerlich ist; Pädagogik ist eine ordentliche, nicht sehr risikofreudige Disziplin, die im Allgemeinen eher ordentliche, curricular und methodisch strukturierte Lernvorgänge im Kopf hat. Schon Herbart hat gesagt: „Knaben müssen gewagt werden“. – Warum gibt es Heiligengeschichten, wie die vom hl. Sebastian, der sich von den Pfeilen durchlöchern hat lassen oder von dem hl. Denis, der noch mit dem Kopf unter dem Arm weiterlaufen konnte, nachdem man ihm den schon abgeschlagen hatte, weil er so heilig war, dass er nicht gleich tot war. Warum erzählt und lernt man solche Geschichten? Weil es eine Dialektik gibt zwischen Alltagsgeschäften und Bildern, zwischen realer und symbolischer Wirklichkeit. Man ging immer davon aus – man weiß aber nicht so genau wie – dass sich das gegenseitig befruchtet und dass man beides braucht.

S: Ich möchte an dieser Stelle eine andere Analogie einführen: die moderne Spielpädagogik, wie sie z.B. von Jürgen Fritz oder Ulrich Heimlich formuliert wird, hat sich insofern weiterentwickelt, dass sie abrückt von einer „Didaktisierung“ des Spiels als pädagogisches Medium, weil dadurch das

kindliche Spielen verfremdet werde und den positiven Effekt für die Entwicklung des Kindes verliere. Besteht in der modernen Erlebnispädagogik nicht die Gefahr, dass sie das Erlebnis und das Abenteuer verpädagogisiert, indem sie derzeit allzu sehr versucht, beides in ausgetüftelte Curricula zu pressen, versucht, eine „ordentliche“ Pädagogik zu werden? Sollte sie nicht von der modernen Spielpädagogik lernen, die sich eben nicht mehr als „Spieleingriffspädagogik“ versteht, sondern als eine, die nicht nur im kleinen Feld des konkreten Spieles, sondern eben auch im weiteren Feld Räume und – gesellschaftliche – Rahmenbedingungen so zu gestalten versucht, dass freies Spielen der Kinder möglich wird mit den darin angelegten Möglichkeiten zur Selbst- und Welterfahrung? Auf die Erlebnispädagogik übertragen hieße das, diese müsste in erster Linie – und auch auf politischer Ebene – Räume und Möglichkeiten für Abenteuer und herausragende Erlebnisse schaffen.

T: Da möchte ich jetzt mal fragen: ich dachte, das sei eigentlich selbstverständlich.

S: Inwiefern?

T: Ich dachte, auf der einen Seite gäbe es Überlegungen, die das Abenteuer charakterisieren als das Besondere, Herausgehobene, Herausfordernde, auch das in ferne und ungesicherte Situationen und Aufgaben Ausbrechende. Und ich dachte, dazu gäbe es auch elementare Überlegungen, was im Abenteuer pädagogisch interessant ist: die Verbindlichkeit von Aufgaben ohne besondere pädagogische Unterstützung oder Motivation: Das Geschäft motiviert, das Zusammenrücken in einer Gruppe, weil man sich gemeinsam einer Situation aussetzt, also Erfahrungen, dass man sich auf sich verlassen kann und verlassen muss. Und: die Gemeinsamkeit von Anstrengung und Entspannung, und schließlich überhaupt, dass man etwas gemeinsam erfahren und erlebt hat. Das könnte man jetzt weiterführen, aber das muss hier nicht sein. Wichtig ist: Es gibt in der Situation liegende besondere Möglichkeiten zu Erfahrung, zum Lernen von Erfahrung und zum Lernen überhaupt. Ich denke, viel mehr muss man da auch nicht erörtern; dieses steht in einer alten pädagogischen Tradition.

Mich wundert, warum man darüber so intensiv redet. Die Jugendbewegung hatte weitgehend ihren Charme darin, dass sie unterschiedliche Räume des engeren und weiteren Abenteuers inszenierte. Das fing mit den Wanderungen, mit dem normalen Lager, mit den Ferienfahrten an und wuchs sich aus zu den besonderen und abenteuerlichen Fahrten. Und das war innerhalb der Jugendbewegung mit ihren ganz verschiedenen Gruppen eine sehr weitgehende, sehr differenzierte Tradition, die auch bis heute weiter lebt. Da muss nicht alles neu erfunden werden. Wenn die jungen Leute heute von der Großfahrt bei der Freischar oder den Pfadfindern wiederkommen, dann ist das in einer solchen Tradition Abenteuerpädagogik. Man weiß vorher nicht, wo man übernachtet, man weiß vorher nicht, ob man mit den Wegen vorankommt, ob man alles besorgen kann, was man braucht, man lernt neue Menschen und sich in der Gruppe ganz anders und neu kennen, und das Ganze ist hinterher eine spannende und großartige Zeit gewesen – auch eine oft schwierige –, die einen in Verzweiflung gebracht hat; das gehört dazu. Jedenfalls ist es eine besondere Zeit gewesen, die ihren Wert in sich selbst hat, weil der Mensch einen Anspruch darauf hat, auch einmal etwas besonderes, apartes, ausgesetztes zu erleben, und die außerdem vielfältige Bezüge in den normalen Alltag hinein hat. Darüber redet man kaum, jede normale Jugendgruppenarbeit praktiziert diesen Wechsel des wöchentlichen alltäglichen Miteinander-sich-Treffens und der Besonderheit z.B. des Pfingstlagers und der Großfahrten.

Also ich bitte um Nachsicht, wenn ich historisch so relativiere. Es geht vor allen Dingen darum, dass man solche Formen nutzt so, wie Sie gerade gesagt haben, dass man wieder Räume schafft, die rar geworden sind; die Welt ist zugewachsen, also schlicht: Kalte Platte darf man in Deutschland

eigentlich nirgends machen, in Italien darf man das, da ist das kein Problem, in der Schweiz ist es ganz unmöglich. Die Straßen sind so, dass das Wandern, also früher hätte man Tippeln gesagt, oder auch die Radtour gefährlich ist; in unserem normalen Leben werden die Räume für einen auch nur begrenzten Ausbruch zunehmend enger. Deshalb wird es inszeniert. Ich finde es schrecklich, wenn man dann, weil man es inszenieren muss, sich mit dem ganzen Gewicht eines didaktisch-methodischen Arbeitens auf etwas stürzt, dessen Attraktivität ja gerade darin besteht, dass die Dinge nicht so geplant sind, dass sie nicht so im Vorhinein festgelegt sind, dass man sich traut, es auch darauf ankommen zu lassen.

S: Sie haben sich ja auf Erlebnis- / Abenteuerpädagogik bezogen im Kontext von „normaler“ Jugendarbeit. Nun bezieht sich jedoch ein kritisches Argument auf die Erlebnispädagogik *in der Erziehungshilfe*: es wird bezweifelt, dass hier die Jugendlichen die für ein Gelingen solcher erlebnispädagogischer Maßnahmen notwendigen Minimalkompetenzen mitbringen, d.h. es wird vermutet, dass ihnen diejenigen Kompetenzen fehlen, die man braucht, um das Leben in einem Setting einigermaßen gelingend durchstehen zu können, welches sich unter anderem durch „Nötigungen in der Situation“ oder durch sehr dichte Gemeinschaft auszeichnet. Und dass somit die Gefahr bestehe eines weiteren Misserfolgs.

T: Ja, das ist sicher eine Möglichkeit. Aber: die Idee ist eigentlich eher anders herum gewesen, nämlich dass es gerade unter Menschen mit sozialen Auffälligkeiten viele gibt, die ganz erstaunliche Talente haben sich durchzuschlagen, in schwierigen Situationen zurande zu kommen, die darin Pädagogen auch von ihrer Lebensgeschichte her schon weit überlegen sein können – auf der Straße zu überleben ist etwas, was die meisten Pädagogen sicherlich nicht können und was manche Jugendliche schon gelernt haben. Also insofern war die Idee immer, dass ein eher abenteuerliches Unternehmen vielleicht Kompetenzen in Anspruch nimmt und praktizieren lässt, die man in einem alltäglichen, pädagogischen, geregelten Leben *so* nicht brauchen kann, zu deren Praxis man dort zu wenig Möglichkeiten hat. Ist hier vielleicht eine Gelegenheit gegeben – in der alten Sprache von Walter Specht geredet – funktionale Äquivalente zu leben, um in geordneter Abenteuerlichkeit, Überlebens- und Risikoverhalten zu zeigen und sich auch darin als stark und kompetent zu erfahren. Aber natürlich gilt hier, was bei allen besonderen Unternehmungen passieren kann, Menschen können überfordert werden. Deshalb muss man darauf achten, dass man für Menschen, die schon vielfältig gescheitert sind, nicht neue Scheitererlebnisse programmiert. Aber nochmals: Die Idee war, dass Abenteuerpädagogik im Kontext von Erziehungshilfen deshalb hilfreich ist, weil ein solches Setting es ihnen erlaubt sich stark zu erfahren – und weil dieses Setting dann gleichzeitig die Möglichkeit gibt, mit diesen Stärken zu arbeiten, um sie weiterzuentwickeln; man kann doch mehr planen, man kann sich auf Gemeinsamkeiten einlassen; es gibt die Erfahrung einer Gruppenzugehörigkeit, die nicht nur aus nicht kalkulierbaren und nicht verantwortbaren Risiken wächst. Das Setting Abenteuerpädagogik gibt selbst Entlastung. Es muss nicht dauernd herumerzogen werden. Es gibt die Nötigung der Situation. Gruppenaktivitäten bestimmen eher und effektiver als das Verhalten der Pädagogen durch Lob und Tadel oder direktive Kommentare, das Setting nötigt sich selbst zu motivieren, zu überlegen, was man will und wie man von sich aus zurande kommt; viele haben ja schon viele Erfahrungen mit sogenannten „Pädogs“ oder „Sozis“ gemacht, sie haben einfach keine Lust mehr, sich auf sie weiter einzulassen. Also: Auf der einen Seite die Hoffnung, dass das Setting Abenteuer Kompetenzen zeigen lässt und aktiviert, die sonst zu kurz kommen. Zum zweiten, dass man mit solchen Kompetenzen dann arbeitet im Bezug auf andere, z.B. legale, nicht unverantwortlich riskante Vorhaben. Und zum Dritten, dass das Setting in sich selbst eine motivierende Kraft

hat, die dem normalen pädagogischen Umgang gegenüber neue Möglichkeiten zeigt, gerade angesichts dessen, dass viele Menschen mit Schwierigkeiten sich sehr schwer tun mit Pädagogen zusammen zu arbeiten.

S: Es gibt dann doch immer wieder Berichte von chaotischen Situationen, und zwar bis hin zu Meutereien auf den Schiffen, und auch eine große Zahl von Abbrechern, die solche Zumutungen in erlebnispädagogischen Maßnahmen nicht durchhalten wollen.

T: Ja. Das ist so. Das ist dann aber, denke ich mir, auch eine Frage der Vorbereitung, des Sich-Überlegens, worauf man sich einlässt, und des pädagogischen Stils. Die Szene ist ja momentan auch dadurch belastet, dass abenteuerpädagogische Unternehmungen von Leuten angeboten werden, die wenig davon verstehen, die eher denken, dass das ihnen selber Spaß macht oder dass sie dabei zu Geld kommen. Es braucht eine gewisse Sicherheit, dass Leute damit umzugehen gelernt haben und pädagogische Talente haben. In der Untersuchung von Peter Sommerfeld z.B. ist neben vielem anderen auch einfach aufregend, dass er eine miserable Pädagogik teilnehmend beobachtet, beschrieben und analysiert hat, eine die nicht nur auf dem Schiff miserabel ist, sie ist auch sonst miserabel. Aber es gibt zweifelsohne einzelne sehr viel gelungenere Unternehmen.

S: Die dann auch durchaus zu verantworten sind und ihr Geld wert sind.

T: Ja, völlig. Das mit dem Geld ist sowieso eine schwierige Frage, weil man bei der Abenteuerpädagogik besonders rechnet. Es ist richtig, dass man rechnen muss, aber man muss rechnen im Bezug auf das, was man als Aufwand braucht für Menschen mit besonderen Problemen; ich rechne die Abenteuerpädagogik in Relation zur Psychiatrie; die Jugendpsychiatrie hat im Schnitt Tagessätze zwischen 500,- und 650,- DM. Davon kann man sehr weit verreisen.

S: Nur hat die Psychiatrie zumindest den höheren Status und es wird vermutet, dass sie einfach effektivere Arbeit leistet.

T: Das Letzte gilt so einfach nicht. Ich meine natürlich nicht, dass die Psychiatrie ineffektiv ist oder dass sie sich in die Abenteuerpädagogik auflöst, das wäre Wahnsinn. Ich gehe aber davon aus, dass es Menschen mit Schwierigkeiten gibt, und dass wir für sie eine breite Palette von Angeboten brauchen. Es gibt Heranwachsende, für die es keine Alternative zur Jugendpsychiatrie gibt, so wie es andere Heranwachsende gibt, für die Abenteuerpädagogik unsinnig ist, jedenfalls um pädagogische Aufgaben anzugehen, die eher in der sozialen Gruppenarbeit oder in einer normalen Heimgruppe aufgehoben sind. Aber es gibt auch Jugendliche, bei denen man Kompetenzen vermutet, die im normalen Alltag nicht hinreichend ansprechbar sind und mit denen man arbeiten möchte und sollte.

S: Wenn ich das alles einmal zusammenfasse, so ergeben sich meines Erachtens drei Forderungen an erlebnispädagogische Maßnahmen im Rahmen von Jugendhilfe: das wären zum Ersten klare Zuweisungskriterien, die erarbeitet werden müssten, damit Fehlbelegungen und damit möglicherweise Mißerfolge vermieden werden können. Zum Zweiten müssen Standards formuliert werden, welche die Qualität der in solchen Maßnahmen praktizierten Pädagogik als Erlebnis- und auch als Sozialpädagogik sichern helfen. Und im Zusammenhang mit dieser Frage nach der Qualität der Pädagogik schließlich müsste sich drittens die Erlebnispädagogik mehr auf ihre spezifischen Möglichkeiten ihres Mediums Abenteuer konzentrieren, der darin innewohnenden Möglichkeit zu klärender und entlastender Distanz zum Alltag. Erlebnispädagogische Qualität müsste sich aber darüber hinaus auch dadurch auszeichnen, dass sie sich der Grenzen pädagogischer Einflußnahme überhaupt gewahr wird und sich mehr als „indirekte“ Pädagogik, gewissermaßen als „entpädagogisierte“ oder „entcurricularisierte“ Pädagogik versteht.

T: Zuletzt haben wir sehr spezifisch und eingeeengt geredet über Abenteuerpädagogik im Kontext der Erziehungshilfe, davor haben wir offener geredet, über die Abenteuerpädagogik im Kontext der Jugendbewegung, der Freischar oder der Pfadfinder und ihre lange Tradition, die bis heute gilt, und darüber, dass es für solche Arten von Unternehmungen zunehmend weniger Raum in unserer Gesellschaft gibt. Neulich war der Bericht in der Zeitung von den Engländern, die extra nach Deutschland gekommen sind, um eine Woche auf den Autobahnen herumzutoben; sie haben gesagt, das wäre die schönste Zeit ihres Lebens gewesen. Auch Kindern in der Erziehungshilfe steht natürlich zu, was allen Jugendlichen zusteht, nämlich spannender und entspannender Urlaub, abenteuerliche Unternehmungen, wenn es machbar ist und wenn es Leute gibt, die sich mit ihnen dann darauf einlassen. Man muss nicht immer gleich auf besondere Probleme hin zuspitzen und von da aus begründen; es ist für viele Heranwachsende nicht ungeschickt, ja eigentlich notwendig, dass sie neben ihren Alltagsgeschäften auch mal das Besondere, Entlastete erfahren, um Distanz zum Alltag zu finden.

S: Also mehr im Sinne von präventiver Erlebnispädagogik?

T: Nein! Nicht gleich präventiv, sondern als ein Stück Lebensqualität, so wie wir alle in Urlaub fahren. Warum sollen Kinder in der Erziehungshilfe nicht spannende und lustige Dinge erleben, von denen ich nicht immer gleich frage, was es dann hinterher für den Alltag bringt und ob sie als bessere Menschen wiederkommen. Das fragt mich Gott sei Dank auch niemand, wenn ich in Urlaub fahre, sondern es steht mir zu, dass ich mal aussteige und dass ich mich und die Welt von außen ansehe. Das normal Erleben im Abenteuer sollte man nicht immer gleich im Bezug auf besonders schwierige Probleme zuspitzen und akzentuieren.

S: Vielen Dank für das Gespräch!

Zur Person:

Hans Thiersch, *1935, Dr. phil. Dr. h.c.mult., seit 1970 Professor für Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik an der Universität Tübingen. Arbeitsschwerpunkte: Fragen der Theorie der Sozialpädagogik, des abweichenden Verhaltens, der Beratung, der alltagsorientierten Sozialpädagogik, der Heimerziehung, der Sozialethik und der sozialpädagogischen Jugendarbeit.

Von 1978 bis 1982 Mitglied des Vorstands und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE). Mitglied im Kuratorium des Wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Jugendinstituts (DJI) in München. Mitglied der Sachverständigenkommission des 8. Jugendberichts (1990) des Bundesministeriums. Vorsitzender der Jugendhilfeeinrichtung „Tübinger Verein für Sozialtherapie - Martin-Bonhoeffer-Häuser e.V.“ und Vorstandsmitglied der „Drogenhilfe Tübingen e.V.“

Veröffentlichungen: Die Erfahrung der Wirklichkeit, 1986; Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, 1992; Lebenswelt und Moral, 1995; Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik (zus. mit H.-U. Otto), 2001.

Bernhard Schoch, *1968, Dipl.-Päd. / Dipl.-Sozialpäd. (FH), Unterm Bilsen 4, 73529 Schwäbisch Gmünd, E-Mail: bernhard.schoch@t-online.de.